

Nr. 235. Bromberg, den 13. Oktober 1931.

Ines und Juliane

Roman von Brünhilde Hofmann

Josaphat Mackenzie, Direktor der Standard-Minen-Company in Adelaide, sitzt an seinem Schreibtisch. Die heruntergelassenen Rolläden schützen das große Arbeitszimmer vor der Sonnenglut; die Temperatur beträgt schon um zehn Uhr früh 35 Grad. Seine breite Stirn und das glattgescheitelte dunkle Haar glänzen im scharfen Lichtstrahl, der durch die Spalten der Rolläden gerade auf ihn fällt; aber er bemerkt es nicht, obwohl es ihn belästigt. Seine muskulöse, etwas untersetzte Gestalt verhält sich reglos.

So ist es mit Josaphat Mackenzie immer, wenn in seinem Gehirn ein Feldzugsplan reift. Er faßt seine Pläne mit genau derselben rücksichtslosen Zweckmäßigkeit, wie er sie durchsetzt. Gerade jetzt, wo die Verhältnisse ihn in die Enge zu treiben drohen, denkt er besonders tief und ruhig nach, um dann mit der ganzen Wucht seines Willens und seiner Macht gegen die Außenwelt zu drücken.

Endlich hebt er die Hand und drückt auf einen Knopf des Tischapparates. „Herr von Vitry!" spricht er in den Schalltrichter und legt den Hörer wieder in die Gabel. Seine Stimme erinnert an den Schlag auf einen tiefen Gong.

Wenige Minuten später tritt Herr von Vitry ein, auf lautlosen Kreppsohlen, unterm Arm ein paar Aktendeckel. Es ist im Geschäft üblich, ihn „Herr von Vitry' zu nennen, obwohl er eigentlich „Prinz Vitry" angesprochen werden müßte.

Er setzt sich Mackenzie gegenüber in einen Klubsessel und streicht sich gewohnheitsmäßig über den braunen Scheitel, der in seiner Längsachse etwas zu kurz geraten ist. Seine Hand ist lang, schmal und weiß; den Ringfinger schmückt ein schwerer goldener Schlangenring.

Mackenzie hält einen mit Maschinenschrift bedeckten Bogen in der Hand, auf dem in langer Reihe Namen und Zahlen stehen. Er sieht darauf, ohne zu lesen. Er weiß es auswendig. Er hat den Gruß seines Sekretärs beim Eintritt nicht erwidert. Gegen derartige Formlosigkeiten, die bei seinem Chef an der Tagesordnung sind, pflegt Vitry eine an Respektlosigkeit grenzende Gleichgültigkeit ins Feld zu führen. Aber Mackenzie bemerkt prinzipiell nicht diese stumme Opposition, mit der eine Persönlichkeit sich wehrt, zum Gebrauchsgegenstand herabgewürdigt zu werden. Vom Kammerdiener bis zum zweiten Direktor sind sie für Mackenzie alle nur Gebrauchsgegenstände.

„Molitor?" fragt er jetzt, aufsehend.

„Er will nicht", antwortet Vitry ebenso lakonisch.

Mackenzie legt das Verzeichnis der Aktionäre, das er in der Hand hielt, auf den Tisch. „Zäher Braten! Er will also nicht verkaufen? Denkt wohl ein eigenes Konsortium zur Ausbeutung seines Terrains auf die Beine zu bringen? Soll ihm schwer fallen!"

„Er meint, er könne es abwarten."

„So? Auf seiner Hungerfarm an der Sankt-Vincent-Bucht? Lächerlich! Ich brauche dieses Terrain, das sich wie ein Keil zwischen unser Gelände schiebt. Ich jedenfalls werde nicht abwarten."

„Was wollen Sie tun?" fragt Vitry. „Wollen Sie einen besseren Preis bieten?"

„Sind Sie ganz von Gott verlassen? Damit er noch stärker merkt, wieviel mir an dem Erwerb liegt? Nein — daran ist nicht zu denken!"

Mackenzie steht auf, schiebt die Hände in die Hosentaschen und beginnt mit kurzen Schritten hin und her zu gehen. „Wenn Sie es nicht bald fertigbringen, das Molitorsche Grundstück der Gesellschaft zu sichern, bleibt mir nur das Risiko der Neubohrung. Dieser Stollen, ob ergiebig oder nicht, wird einen Haufen Geld kosten. Aber geschehen muß etwas! Um das durchzusetzen, brauche ich die Aktienmehrheit. Ich habe sie nicht mehr.'

„Nein", sagt Vitry, „und Sie bekommen sie auch nicht."

Mackenzie ist stehengeblieben und sieht seinen Sekretär finster an.

„Sie haben sich unbeliebt gemacht", fügt Vitry unbeirrt hinzu.

Mackenzie läßt ein kurzes Lachen hören.

„Man ist dahintergekommen, daß Ihr Ehrgeiz und Ihre Eigeninteressen einen unerwünschten Umfang angenommen haben."

„Ist man?" fragt Mackenzie spöttisch und legt den Kopf ein wenig auf die Seite. „Diese Idioten!"

Er ist weit davon entfernt, Vitrys Offenheit übelzunehmen. Einmal hat er vor seinem Sekretär keine Geheimnisse, und zweitens muß man die Menschen immer so verbrauchen, wie sie sind. Vitry ist außerordentlich brauchbar. Er hat die verschiedenen Umformungen seines Lebens vom österreichischen Fliegeroffizier bis zum Generalsekretär des Standard-Direktors mit der Elastizität seiner von inneren Komplikationen unbeschwerten Seele erfolgreich überstanden.

Während Mackenzie seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufnimmt, zieht Vitry aus der Hosentasche ein goldenes Zigarettenetui, mit einer Krone aus Brillanten darauf. Als er sich gelassen eine Zigarette angezündet hat, meint er: „Konsul ter Steegen hat doch für hunderttausend Pfund Shares erworben. Hendrik ter Steegen im Haag meine ich. Als wir letzten Sommer drüben waren."

„Ich weiß", antwortete Mackenzie. „Ich habe auch schon daran gedacht."

„Wenn Sie den auf Ihre Seite brächten? Er steht doch den Dingen hier fern."

„Hm . . ."

„Wissen Sie", — Vitry läßt sich bequem zurücksinken und sieht einem kunstvollen Rauchring nach — „Sie sollten Juliane ter Steegen heiraten, Mr. Mackenzie!"

Mackenzie macht plötzlich kehrt und setzt sich wieder an den Tisch.

„Wirklich!" erwidert Vitry auf den verhaltenen Gesichtsausdruck seines Chefs. „Bestimmt!" Dabei sieht er ihm mit seinen hübschen blauen Augen treuherzig ins Gesicht.

„Sie meinen, weil ter Steegen auf meinen Rat hin die hunderttausend Pfund Mitgift seiner Tochter bei unserer Gesellschaft angelegt hat?"

„So ähnlich", nickt Vitry. „Der Steegen ist reich und er hält die Shares für ausgezeichnet."

Mackenzie versucht, sich das Bild dieser Juliane ter Steegen, die er im vorigen Jahre kennengelernt hat, in die Erinnerung zu rufen. „Entsinnen Sie sich der Umstände noch genauer?" fragt er.

„Natürlich. Ich hatte schon damals den Eindruck, daß dem Konsul der Gedanke kam. Er schien ihm nicht unsympathisch zu sein."

„So? Und Fräulein Juliane?"

„Ach Gott!" Prinz Vitry fegt mit der Hand die Rauchschwaden auseinander. „Sie ist fünfundzwanzig Jahre alt. Nicht gerade hübsch — ein bißchen zurückgeblieben. Nüchtern, wie alle Holländerinnen nun einmal sind; aber sie können rechnen."

„So?" sagt Mackenzie nochmals. Es kommt ihm denn doch etwas merkwürdig vor, daß hier in dieser Form von seiner zukünftigen Frau die Rede ist. Ob sie sich darauf einließe? Er hat mit Frauen wenig Erfahrung; es hat ihm, im Gegensatz zu Vitry, an Zeit und Interesse gefehlt, solche Erfahrungen zu sammeln.

„Sie ist aber gar nicht übel", beginnt Vitry von neuem.

Doch Mackenzie schneidet ihm mit einer schroffen Gebärde das Wort ab. „Gut! Sie werden nach Europa fahren! Wie die Verhältnisse liegen, bin ich im Augenblick hier unabkömmlich. Sie werden sich zunächst bei Dr. Eugen de Hemptin in Antwerpen melden, der ja schon mehrfach unsere Interessen dort drüben vertreten hat. Er ist ein Vetter ter Steegens, soviel ich weiß. Er kann gegebenenfalls den Heiratsvertrag aufsetzen, für den ich Ihnen sicherheitshalber die Unterlagen mitgebe. Suchen Sie ter Steegen sobald als möglich auf! Ich werde noch heute an ihn schreiben. Die Generalversammlung verschiebe ich um drei Monate. Einverstanden?"

„Da schau!" denkt Vitry in seinem österreichischen Dialekt. Der Boß ist also auch schon daraufgekommen? Laut sagt er: „Allright!"

Nun ist es tatsächlich eine der Eigenarten Josaphat Mackenzies, sich die von ihm schon längst gefaßten Entschlüsse von anderen einflüstern zu lassen. Er nimmt aus Vitrys Etui, das offen auf dem Tisch liegt, gleichfalls eine Zigarette und zündet sie sich an.

Vitry sieht ihm dabei zu und erwägt in Blitzesschnelle die Möglichkeiten, die sich bei dieser Sache für ihn selbst ergeben. Menschlicher Voraussicht nach wird der wackere Josaphat seinen Brautwerber immerhin mit reichlichen Barmitteln auf den Weg schicken.

„Die „Leverkusen" fährt am Freitag mit direktem Kurs nach Europa", stellt Mackenzie aus der Schiffstabelle fest. „Bitte, schreiben Sie selbst, da es sich um vertraute Dinge handelt!"

Dann diktiert er, mit gefurchter Stirn auf und ab gehend. Jeder Satz steht, wie er aus dem Mund kommt, knapp, klar, unanfechtbar. Die Arbeitsmethoden Mackenzies haben Schmiß und Tempo — das weiß Vitry aus Erfahrung; ihnen unterwirft er sich ohne Zwang. Als die Uhr auf dem Schreibtisch elf schlägt, ist alles gesagt.

„Die Sache Molitor werden Sie vor Ihrer Abreise weiterbearbeiten", ordnet Mackenzie noch an, als Vitry sich erhebt. „Wir müssen beide Eisen im Feuer behalten. Er muß nachgeben! Und er wird!"

„Über kurz oder lang — ja." Vitry hat in diesem Fall seine Bedenken; er kennt die Eigenart der deutschen Rasse besser.

„Für „lang" habe ich keine Zeit; für „kurz" bekommen Sie eine entsprechende Provision."

Vitry dreht nachdenklich den breiten Schlangenring um seinen Finger. „Ich werde es versuchen", erklärt er dann. „Mal sehen, was sich da tun läßt. — Servus!" Die Provision würde mindestens fünfzig Pfund betragen — ein gutes Stück Geld für dieses Mückendorado . . .

*

Juliane ter Steegen, die von Prinz Vitry als nicht gerade hübsch und etwas zurückgeblieben befunden worden war, erwacht an diesem Morgen früher als sonst. Sie kann von ihrem Bett aus zum Fenster hinüberblicken, dessen helle Vorhänge der Morgenwind bewegt. Dann zeigen sich ein Stück durchsonnten Himmels und grüne Baumkronen.

Allerdings ist ihr Gesicht, wie sie so ruhig schauend daliegt, nicht von jener auffallenden Schönheit, die auf den ersten Anhieb überzeugt. Zweifellos schön sind aber die großen grauen, von dunklen Wimpern eingerahmten Augen mit ziemlich starken Brauen, als Abschluß einer klaren Stirn.

Als ob sie die leise Verschattung eines verblichenen Traumes fortwischen wolle, streicht sie mit der Hand das kurze, von Natur ein wenig gelockte Haar, das blank und braun glänzt, wie eine eben aus der Schale gesprungene Kastanie. Die Gedanken tasten sich zur vollen Wachheit und damit zu der Frage vor, was nun dieser Tag bringen soll.

Zunächst bringt er Clever, den kurzhaarigen Terrier, der auf dem Bauch vom Fußende des Bettes heraufgekrochen kommt. Er macht sich dabei unglaublich lang; der Schwanzstummel wirbelt, die feuchtbraunen Augen lachen, und da er nicht laut kläffen darf, grunzt er wenigstens und schiebt die kalte Schnauze in den Ärmel von Julianes Schlafanzug. Darauf packt ihn seine Herrin beim Genick und schüttelt ihn. Das ist ein fröhliches Spiel — sie lachen beide.

Gleich darauf fliegt Clever im Bogen auf den Teppich. Juliane angelt nach ihren Pantöffelchen. Dann verschwinden die zwei durch die Nebentür. Man hört das Plätschern der Brause, hört Prusten, Gebell und leises Pfeifen. Frisch und elastisch, in bequemem Rock und weißem Sweater, erscheint Juliane bald wieder und geht mit raschen Schritten, von Clever gefolgt, durchs Zimmer. Sie ist mittelgroß und fast etwas zu schlank. Ihr Gang ist ohne Gewicht, ihre Haltung ohne Lässigkeit.

Im Hause ist noch alles still. Sie geht leise die Treppe hinunter und ins Freie. Der Garten liegt in unberührter Morgenfrische; es riecht nach Erde und schwerem, süßem Blütenduft.

Der Weg an der Hausmauer entlang ist sauber geharkt, aber unter Clevers wilden Galoppsprüngen fliegen die silbernen Kiesel knirschend nach allen Seiten.

„Guten Morgen, Jan!" ruft Juliane nach rechts, wo der Gärtner-Chauffeur mitten in einem blühenden Hyazinthenfeld steht. Er hält den Gartenschlauch in der Hand und läßt den blitzenden Wasserstrahl über die bunten Dolden hinsprühen. „Guten Morgen, Mevrouw!" grüßt er zurück. „Es ist offen!"

Juliane verschwindet in der Garage, die hinter dem Hause liegt, weiß und sauber, wie dieses.

Ein leises Surren; dann schiebt sich die blanke Haube des silbergrauen Rennwagens in die Sonne. Vorsichtig geht es die Auffahrt hinunter, mit einer Biegung nach rechts und in die lange, schattige Allee. Allmählich bringt Juliane den Wagen auf größere Geschwindigkeit; die Allee bleibt zurück — rechts und links dehnt sich freies Gelände. Weite Wiesenflächen, von stillen Gräben durchzogen, mit gemächlich weidendem Vieh darauf. Unabsehbar.

Die Straße, die direkte Chaussee nach Scheveningen, ist gut. Juliane sitzt ruhig und besonnen am Steuer, achtet auf den Weg und das Tachometer, das die steigende Geschwindigkeit anzeigt. Achtzig Kilometer — neunzig — fünfundneunzig . . . Ihr Haar beginnt im Winde zu flattern; sie muß die Augen zusammenkneifen. Clever sitzt hochgereckt neben ihr. Auch er hat die Lider zusammengekniffen und stemmt die Nase gegen den Luftdruck.

Nach knapp zwanzig Minuten ändert sich die Landschaft: Sanddünen tauchen auf, mit Strandhafer bewachsen. Auch die Luft verändert sich, wird feuchter, schwerer; sie führt einen neuen, eigentümlichen Geruch mit sich, von Seetang

und Salzwasser. Juliane sitzt unbeweglich, den Blick geradeaus. Der Fuß drückt unmerklich den Gashebel tiefer. Hundert Kilometer — hundertfünf — hundertzehn . . . Der Rausch der Schnelligkeit pocht in allen Adern. Wagemut, Freiheit, Macht — eine Lust sondergleichen, bei der alle Nerven in vollster Ruhe angespannt sind. Hundertzwanzig Kilometer — das mag für heute genügen . . .

Am Horizont schimmert fern der blaue Gürtel des Meeres. Die Fahrt verlangsamt sich; fast geräuschlos läuft der Motor weiter, mit dem gleichmäßigen Herzschlag eines Läufers, der sich noch längst nicht überangestrengt hat. Juliane ist zufrieden. Die Aussichten für das Rennen in Ostende scheinen günstig zu stehen. Entspannt lehnt sie in ihrer Ecke und läßt die Augen an dem blauen Seestreifen hängen. Nichts regt sich, bis plötzlich zwei Möwen mit hellem Aufschrei ganz nahe über den Kühler hinstreifen und auf weißen Schwingen zur Küste streben.

Auch Clever verliert jetzt die Geduld und läßt ein ermuntertes Bellen hören. Daraufhin wendet Juliane den Wagen und fährt heim. Jetzt läßt sie sich Zeit. Als sie die Garage wieder erreicht, steht die Sonne schon hoch.

Jan, in frischgebügelter Drillichjacke, meldet, das Frühstück sei auf der Veranda aufgetragen und Mijnheer habe schon nach Mevrouw gefragt; er wolle sie sprechen.

Juliane glättet das Haar. Was mag der alte Herr wollen?

Der Weg zur Veranda ist mit hochstämmigen Rosen eingefaßt. Juliane läßt sich Zeit, um mit dem Taschenmesser und gutem Sachverstand ein paar Blüten von erlesener Schönheit abzuschneiden. Dann steigt sie, noch immer von Clever gefolgt, die weißgetünchte Treppe zur Veranda hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Was halten Sie vom Kuß, Herr Professor?

Er ist gar nicht so gefährlich. — Bitte nicht so oft ans Küssen denken. — Die Giljaken machen es anders als wir.

Von Herbert Hünecke.

Wenn man allem dem Glauben schenken wollte, was die Wissenschaft in letzter Zeit über den Kuß zu sagen hatte, so könnte einem wahrhaftig die ganze Lust an dieser von sämtlichen Dichtern hochgepriesenen Unterhaltung vergehen. Da hat der eine den Kuß analysiert und festgestellt, daß er in der Hauptsache aus Wasser besteht — sicher war dem Gelehrten gerade ein falscher unter das Mikroskop geraten —, und der andere hat sich die Zeit damit vertrieben, daß er die angeblich durch das Berühren zweier Lippenpaare in Bewegung gesetzten Mikroben zählte. Zwei Millionen sollen es gewesen sein. Hat der Mann 'ne Ausdauer gehabt!

Übrigens ist die Geschichte nicht mehr ganz neu. Schon früher hat es Leute gegeben, die von der Gefährlichkeit der Küsse überzeugt waren. Wir denken dabei nicht an Judasküsse, die ja niemals aus der Mode kommen werden, solange es noch Menschen gibt, die verraten werden können, auch denken wir nicht an absichtlich vergiftete Küsse, die schon immer eine Rolle gespielt haben, wenn Frauen unliebsame Verehrer unauffällig aus der Welt schaffen wollten. Nein, unseren braven deutschen Kuß hat man schon früher als gefährlich bezeichnet, und ein ganz genialer Kopf schuf sogar einen Mikrobenschild, den die Damenwelt im Handtäschchen bei sich tragen konnte, um ihn im Bedarfsfalle so vor dem Mund zu halten, daß die hauchdünne und elastische Zelluloidscheibe die unmittelbare gegenseitige Berührung der Lippenpaare unmöglich machte. Aber die Sache fand keinen rechten Anklang. Dem Kuß fehlte eben die Würze. So küßte man ohne Mikrobenschild weiter, auch auf die Gefahr hin, daß die Bazillen auf beiden Seiten zum Generalangriff vorgingen.

Nun ist es aber doch sehr beruhigend, wenn endlich dem Kuß aus wissenschaftlichen Kreisen auch ein Freund und Verfechter ersteht. Dieser, der englische Gelehrte Dr. Josia Oldfield, ein würdiger alter Herr, dem man schon sein Teil Lebenserfahrung — also auch in puncto Küssen — zutrauen darf, bezeichnete kürzlich in einem Vortrage die ganze Angst vor dem „Mikrobenkuß" als überflüssig. Ihm ist noch kein Fall vorgekommen, in welchem — ausgesprochene Erkrankung auf seiten des einen Partners natürlich ausgenommen — ein Kuß nachteilige gesundheitliche Folgen gehabt hätte.

„Nein", sagt Dr. Oldfield, „küsse ruhig, wenn dir das Herz danach ist. Küsse, so innig und feurig du nur kannst. Aber küsse nicht zu oft!" Recht hat er. Küsse sind in den letzten Jahren etwas billig geworden. Früher wurde den Mädchen von der Mutter gesagt: „Küssen! Nein, Kind, an so etwas darfst du um keinen Preis der Welt denken." Natürlich dachte das Mädel erst recht daran, ja es konzentrierte fast sein ganzes Sinnen und Trachten auf den einen Kuß, der nicht mit Gold aufzuwiegen war, auf den ersten. Denn der hatte etwas zu gelten. Der war wie ein Gelöbnis: „Ich will dir treu sein!"

Heute ist die Sache ein bißchen anders. Der Kuß ist sehr billig geworden, es herrscht eine Kußinflation, es werden zuviel Küsse erzeugt, und der Verbrauch kann mit dem Angebot nicht mehr Schritt halten.

„Also", sagt Dr. Oldfield, „küßt nicht zu oft! Gebt dem Kuß wieder seinen Vorkriegswert. Küßt nicht jeden dummen Jungen, nicht jeden, den ihr „Freund" nennt. Denkt daran: Der Kuß soll ein Geschenk sein, das nur gegeben wird, wenn Liebe zum Partner, Achtung vor ihm im Spiel sind und wenn aufwallende innere Bewegung euch dazu treibt." Das ist nach Dr. Oldfields Ansicht der einzig wahre Kuß. Die anderen können ihm samt und sonders gestohlen werden.

Vor allem eine Sorte von Küssen, die Dr. Oldfield in allen seiner Aufsicht unterstehenden Kleinkinderstuben durch Plakate bekämpft: „Schützt bitte diese armen hilflosen Wesen hier gegen alle selbstsüchtigen Frauen, die sie küssen wollen. Sie können sich ja nicht selbst dagegen wehren." Der alte Herr hat wieder recht. Wie oft kann man beobachten, daß Frauen — meistens solche, die zu bequem sind, selbst Kinder zu haben — sich auf der Straße oder bei Besuchen auf das unschuldige kleine Wesen im Steckkissen stürzen und „es unbedingt küssen müssen". Sie können sich einfach nicht anders helfen. Sie glauben, der Mutter eine Ehre und dem Kinde einen Gefallen damit zu erweisen, und wundern sich, wenn das arme Ding das Gesicht zum Heulen verzieht. Sie werfen ihm schließlich noch Undankbarkeit vor. Dabei sagt doch das Baby durch sein Verhalten deutlich genug: „Na, ich danke!"

Am fürchterlichsten ist ja diese Kußmanie in romanischen Ländern. Sie hat noch nicht einmal abgenommen, seitdem sich dort die gesamte Damenwelt — von den Schulmädchen an bis zur Urgroßmutter — schminkt, pudert und die Lippen färbt. Abschiedsszenen auf einem französischen Bahnhof können die Zuschauer zur Flucht veranlassen. Dreimal auf die rechte, dreimal auf die linke Backe, ein paar auf den Mund, und die ganze Kriegsbemalung ist zum Teufel, ist — gewissermaßen, damit der ein Andenken mit in die Fremde nimmt — mit dem Sohn, Bruder oder Neffen redlich geteilt.

Kein Wunder, daß eine kleine Indochinesin, die zur Kolonialausstellung nach Paris kam, auf dem Bahnhof entsetzt war: „Die beiden Menschen da sind ja verrückt!" Sie hatte eben keine Ahnung von westlicher „Kultur". Nicht einmal vom Kuß zwischen Liebenden wollte sie etwas wissen: „Das machen wir mit der Nase."

Wir Europäer nicht. Wir lassen uns diesen einen Kuß nicht nehmen, denn wir wollen's nicht wie die Indochinesin machen oder gar wie die Giljaken, die einander beim Schäferstündchen die Kopfläuse absuchen, oder wie die Tschoroti-Mädchen, die dem Auserwählten ihre Liebe dadurch zu erkennen geben, daß sie ihm die Backen zerkratzen und ins Gesicht spucken.

Bei uns macht man das erst nach der Hochzeit.

Theater im Notwinter.

Schauspiel ohne Schauende?

Von Dr. Johannes Günther.

Der Monat Oktober ist die Zeit, da die Bühnen wieder zu spielen beginnen; aber alle Gewohnheit und alles sprichwörtliche „Bajazzo"-Lachen kann in dieser Zeit allgemeiner Not nicht darüber hinwegtäuschen, daß es ein sehr schwerer, mühseliger Beginn ist. Und keiner soll sagen, ihm

gebe das nichts an, das Theater sei doch eine Lustbarkeit, die man noch am ehesten entbehren könne! Nein: weil die Bühne Menschengeschehen und Fleisch und Blut des Menschen als Stoff und Ausdrucksmittel verwendet, also mit Menschen auf Menschen wirkt, steht sie als Kunst allein unter den Künsten und übt einen unmittelbar stärkeren Eindruck aus als jede andere Kunst. Das macht ihre Bedeutung aus seit Jahrtausenden, das gibt ihr Berechtigung, und das nötigt auch gerade diejenigen, die verantwortungsbewußt denken, sich um das Theater zu kümmern. Auf jeden Fall läßt sich der Mensch von der so eindringlichen Bühnenkunst beeinflussen, sehr stark beeinflussen! Das ist eine Tatsache, die nun und nimmer wegzuleugnen ist. Deswegen gehen uns der Zustand, die Ziele, die Leistungen der Bühne um so mehr an, je eifriger wir national, sozial, religiös um das Leben unseres Volkes bemüht sind.

Das Schau-Spiel ist auf die Schauenden angewiesen. Es kann zu keinem Schau-Spiel kommen, wenn keine Schauenden da sind, bezw., wenn diejenigen, die schauen könnten, aus Geldnot nicht ins Theater kommen. Allenthalben müssen Theater, die einen alten, guten Ruf haben, zu spielen aufhören. Was man früher für einen geschmacklosen Witz gehalten hätte — eine Schließung des Wiener Burgtheaters, das seit Geschlechtern einen Kulturwert allererster Ordnung repräsentiert, — das wurde dieser Tage aus Ersparnisgründen ernstlich erwogen. Andere Bühnen, etwa die württembergischen Landestheater, senken, um das Publikum zum Besuch der Vorstellungen zu ermuntern, ganz erheblich die Preise (Stuttgart bis zu 30 v. H.). Vielfach wird der Versuch gemacht, Städte, deren Theater haben schließen müssen, von einem zentral gelegenen Theater gastweise an bestimmten Tagen der Woche oder des Monats „bespielen" zu lassen, oder man ermöglicht Theaterlosen bei verbilligter Hin- und Rückfahrt den Besuch der Theaterstädte (so Stuttgart, Mannheim u. a.). Andere Theater wieder bringen aus oft kleinsten Kräften große Leistungen auf, halten sich mutig, gestützt durch Staat, Stadt oder auch durch den tätigen Idealismus eines ehemaligen Fürsten (so Neustrelitz, Gera). Im allgemeinen ist es zwar so, daß die Theaterstücke, die in Berlin ihre großen und wochen-, ja monatelang dauernden Publikums-Serienerfolge hatten, ob gut oder ungut, im Reiche nachgespielt werden, aber oft ist es doch auch zu beobachten, daß Uraufführungen wichtiger und betont deutscher, auch inhaltlich vornehmer und verantwortungsvoller Bühnenstücke draußen im Reiche gewagt werden, bevor sie von einer Berliner Bühne aufgeführt werden, um dann wieder von hier aus ihren Siegeszug über die Bühnen im Lande anzutreten. Aus all solchen Anzeichen sehen wir, daß noch immer weite Kreise unserer Volksgenossen ihr deutsches Theater (das auch im Auslande sehr wichtig genommen wird!) werthalten. Freilich müssen wir aufrufen zu immer noch stärkerer Bemühung.

Der Betrieb eines Theaters in dieser Zeit ist ein Gleichgewichtskunststück: Der Bühnenunternehmer fühlt sich noch außer der Teuerung bedrückt durch die Bedingungen und Forderungen der Dramen-Verleger, durch die Steuern und durch die Gehälter, die „Gagen" der Schauspieler. Diese Gagen sind, wo der Schauspieler sich seines besonderen Könnens bewußt ist und das Publikum immer wieder nach seinem Auftreten verlangt, im Lauf der Jahre mitunter in geradezu märchenhafte Höhe gestiegen. Die letzten Monate boten nun an den Berliner Bühnen das so lächerliche wie unwürdige Schauspiel, daß die sogenannten „prominenten" Schauspieler sich bereit erklärten, mit den Theaterleitern zu „verhandeln", was eine gewisse Herabsetzung der Gagen zur Folge hatte, die aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein war. Wertschätzung der Bühnenkunst und Vergötterung eitler (und damit innerlich kunstferner) Bühnenkünstler ist zweierlei. Die Theaterfreunde Berlins sollten strenger dahin wirken, daß die „Prominenten" in ihre Schranken zurückgewiesen werden. Derweilen arbeiten die Schauspieler, die schlicht ihre Pflicht tun, für kleine und kleinste Gehälter. Immerhin ist der Schauspieler, der überhaupt noch etwas „zu tun hat", in Berlin beneidenswert: die Zahl der Beschäftigungslosen geht in die Tausende. Versuche, ihre Not zu lindern, haben sich vielfach als undurchführbar erwiesen. Neuerdings gibt ihnen die Berliner Funkstunde in eigens für sie angesetzten Hörspielen Gelegenheit, sich zu zeigen und etwas Geld zu verdienen. — — Die Lage der Berliner Bühnen ist äußerst schwierig: sie senken die Eintrittsgelder, sie tauschen untereinander die Direktoren bezw. die Theaterleiter, verschachern untereinander die Bühnen in Hoffnung auf bessere Erfolge. Pekuniär taktfest ist kein Berliner Theater: sogar von einem Ende der Volksbühne und des Schillertheaters (des Ablegers des sonst sorglosesten Staatstheaters zu Berlin) munkelt man. Immerhin, nun zum Beginn der Spielzeit öffnen doch fast alle Berliner Theater ihre Tore.

Von etwa 17 Erst- und Neuaufführungen in zwei Berliner Theaterwochen sind 6 Operetten und Revuen, wertlose oder ausländische Sachen, 8 Lust- und Unterhaltungsspiele, sämtlich Auslandsware, darunter die widernatürlich verquälten Machwerke „Junge Liebe" von dem Amerikaner Samson und „Rückkehr" von D. O. Stewart, und das einzige geistreiche Stück Gogols „Die Heirat", nur zwei deutsche Klassiker, von denen die eine Aufführung („Kabale und Liebe" im „Deutschen Theater") eilig herausgestellt wurde an Stelle des gleichzeitig mit zwei anderen „Zeitstücken" versagenden Zeitstücks „Kat". So bleibt als einzige wertvolle deutsche Aufführung die Inszenierung von Goethes „Natürliche Tochter" im Staatstheater. Lothar Müthel bewies als Regisseur eine tatkräftige Sehnsucht nach dem „musischen Theater", wie er es nennt, und eine überragende Zucht des Ensembles bei welcher der überzeitliche Wert des Stückes zur Leuchtkraft kam. — — Die Berliner Volksbühne und das Staatstheater beginnen mit Übungs- und Probeaufführungen und mit Diskussionsabenden über neue dramatische Kunst. Eine Vereinigung „Deutsches Nationaltheater Berlin" bemüht sich um Aufführung gehaltvoller, echt deutscher Stücke aus älterer und neuer Zeit. Auch in der Reichshauptstadt sind so, allem äußeren Anschein zum Trotz, Kräfte am Werk, um von innen heraus schweren äußeren Notständen heilend zu begegnen.

Bunte Chronik



*** Giftige Weibchen.** Im Meere lebt ein Wurm, Bonellia genannt, der dadurch merkwürdig ist, daß die Weibchen mehrere Zentimeter, die Männchen dagegen nur ein Millimeter lang sind und sich lebenslang als Parasiten im Darm oder den langen Kopflappen der weiblichen Tiere aufhalten. Nach den Feststellungen des Forschers Baltzer soll nun die Ursache des so auffallenden Kleinwuchses der Männchen darin liegen, daß in den Körpergeweben der Weibchen, namentlich in den Kopflappen, ein Gift enthalten ist, durch das das Wachstum der Männchen verhindert wird. Die Wirkung dieses giftigen Stoffes zeigte sich schon, wenn man dem Wasser, in dem Bonellia-Würmer lebten, das Gewebegift beifügte, oder die Männchen mit den Geweben der Weibchen fütterte. Auch auf andere Seetiere wirkt das Gift schädigend ein.

*

*** Pallenberg und die letzte Droschke.** Man mag zu dem Komiker Max Pallenberg stehen, wie man will, an einer Tatsache läßt sich nicht rütteln: Er verachtet keineswegs die sogenannten geistigen Getränke und wartet in „angemessener" Stimmung zwischen Mitternacht und Morgengrauen mit manchem witzigen Einfall auf, der meist sogar die Betroffenen selbst zum Lachen bringt. So trat „Maxe" gelegentlich in reichlich vorgerückter Stunde den Heimweg an und wurde von einem waschechten Berliner Droschkenkutscher angesprochen: „Wie wäre es mit einer kleinen Droschkenfahrt, Herr Direktor? Prima Friedensware, sag ich Ihnen, die Droschke, das Pferd und ich selbst. Steigen Sie ein, Herr Baron, Sie werden es nicht bereuen!" Pallenberg fand an dem unentwegt weiter quasselnden Original Gefallen und bestieg nach einigem Zögern die vorsintflutliche Kutsche. „Wohin darf ich Sie fahren?" erkundigte sich höflich der Kutscher. „Fahren Sie mich schnurstracks zur nächsten Autotaxe!" lautete Pallenbergs überraschende Antwort.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg